

Bis zum Kollaps

Bei der nationalen Demo gegen die Regierungspolitik am kommenden Samstag in der Hauptstadt werden auch Pflegekräfte dabei sein, um auf den aktuellen und kommenden Notstand im Pflegesektor und ganz speziell in Krankenhäusern aufmerksam zu machen. Ihr Frust ist groß, aber noch gibt es Hoffnung.

Text Heike Bucher

Vor fünf Jahren gingen diese Bilder um die Welt: Menschen standen auf Balkons und an offenen Fenstern, um Beifall zu klatschen für den uneingeschränkten Dienst, den Pflegekräfte tagtäglich leisteten. Trotz Lockdowns und der Gefahr für die eigene Gesundheit durch ein nicht einzuschätzendes Virus, taten sie unermüdlich ihre Arbeit in Krankenhäusern und Altenheimen. Die Anerkennung durch die allabendlichen Standing Ovationen der Bevölkerung war richtig, doch viel gebracht hat sie nicht. An den Arbeitsbedingungen hat sich jedenfalls nichts geändert. Und die scheinen ein großes Problem zu sein.

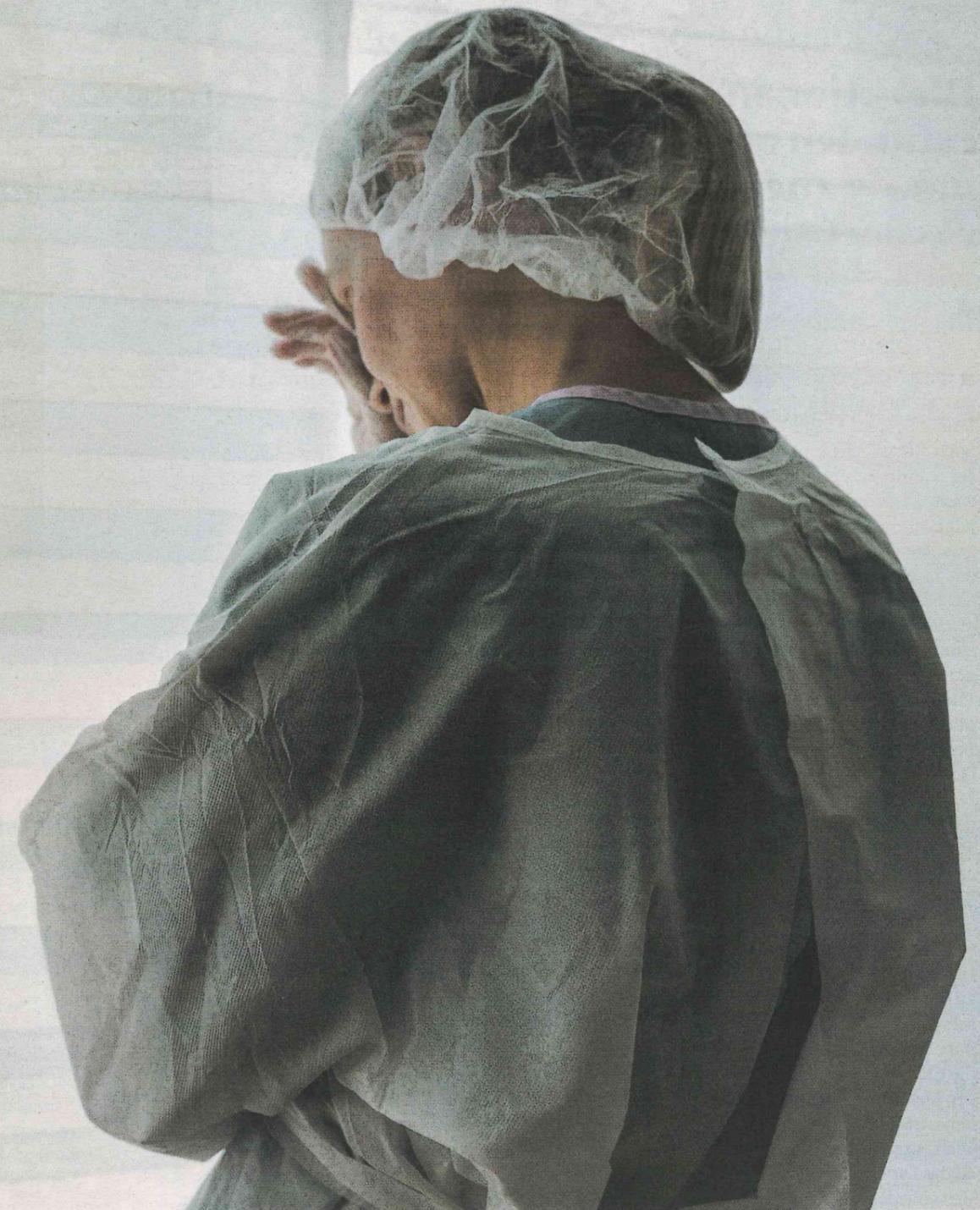
Sechs Personen, die alle seit mindestens 15 Jahren in der Pflege in unterschiedlichen Krankenhäusern Luxemburgs tätig sind, haben mit der revue gesprochen. Sie alle wollen unerkannt bleiben, um nicht zur Zielscheibe zu werden. Doch ihre Aussagen decken sich, nicht, weil sie sich abgesprochen hätten, sondern weil das Phänomen weit über Luxemburg hinausgeht: Pflegekräfte in den Kliniken sind erschöpft und

am Ende. Die Gründe: verschlechterte Personalschlüssel am Bett der Patienten, verstärkte Dokumentationspflicht, fehlender Nachwuchs, kurz: zu viel Arbeit für zu wenige Arbeitskräfte, dazu ein übertriebener Papierkram.

Im Hinblick auf die alternde Gesellschaft ist davon auszugehen, dass sich die Lage in den nächsten Jahren verschlimmert. Umfangreiche Maßnahmen sind jedoch nicht angekündigt. Von den sechs Pflegekräften, die mit uns sprachen, würde nur eine den Beruf wieder ergreifen. Alle anderen sagen: „Ich liebe meinen Beruf, aber nochmal würde ich ihn nicht machen, die Arbeitsbedingungen sind einfach zu schlecht. Und jungen Leuten würde ich das auch nicht empfehlen.“ Wenn erfahrene Krankenpflegekräfte, die ihren Job gerne machen, dermaßen desillusioniert zu ihrer Berufstätigkeit stehen, sollten Verantwortliche eigentlich hinhören. Doch offensichtlich passiert das viel zu selten. In Luc Friedens alljährlicher Rede zur Lage der Nation Mitte Mai fand die Krankenpflege, genau wie im Jahr zuvor, keinerlei Erwähnung. →

Erschöpfung unter
Pflegekräften ist
mittlerweile der
Normalzustand
geworden.

© FREEPIK



„Die Direktionen wollen, dass Überstunden abgebaut werden, warum sie aber entstehen, interessiert sie nicht.“

Stations-Pflegekraft

→ Um auf die miese Situation aufmerksam zu machen, lud die Delegation der Hôpitaux Robert Schuman (HRS) – mittlerweile haben auch die Association Nationale des Infirmières et Infirmiers du Luxembourg (ANIL) sowie weitere Personaldelegationen anderer Krankenhäuser – zu ähnlichen Veranstaltungen eingeladen – zu einer speziellen Kinovorstellung am 22. April im „Le Paris“ in Bettemburg ein. Gezeigt wurde der schweizerisch-deutsch Film „Heldin“, anschließend sollte in einer Diskussionsrunde besprochen werden, wie realistisch der Film ist. Neben Mitarbeitern aus dem Pflegesektor kamen Gesundheitsministerin Martine Deprez (CSV), OGBL-Präsidentin Nora Back und „École de Santé“-Direktorin Maly Goedert. Zumindest Nora Back zeigte sich tief betroffen, während Martine Deprez versicherte, dass die Problematik bekannt sei und an einer Lösung gearbeitet werde. In den kommenden zehn Jahren würden mindestens 3.800 zusätzliche Pflegekräfte benötigt, sagte sie.

Realistischer Film

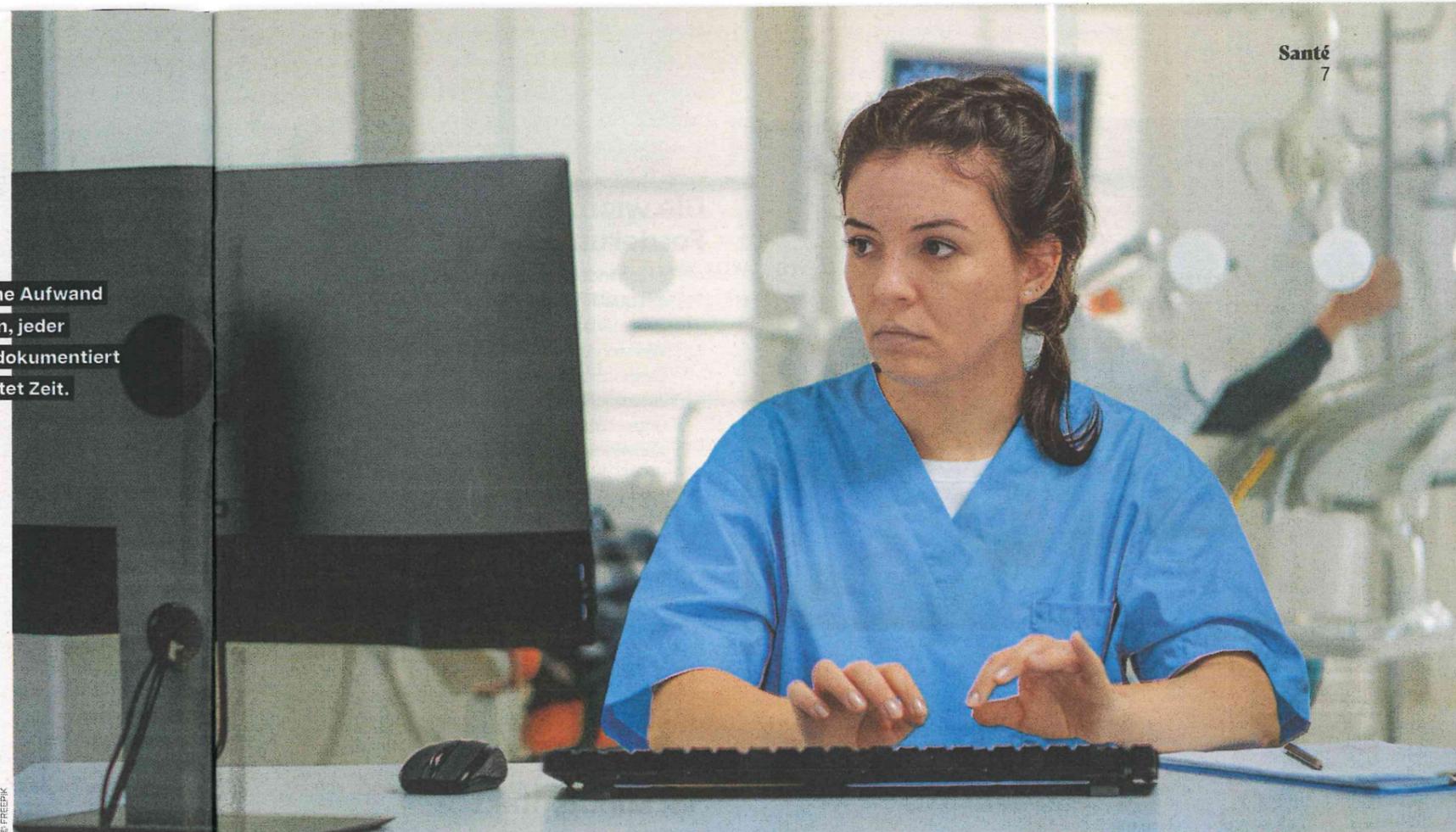
Der Film „Heldin“ begleitet die Krankenschwester Floria Lind (Leonie Benesch) zu ihrer Spätschicht im Kantonsspital Zürich auf die Chirurgie-Station der Onkologie. Hier liegen Menschen, deren Krankheit lebensbedrohlich ist. Sie brauchen nicht nur Pflege, sondern auch Fürsorge und offene Ohren. Doch für all das hat Floria keine Zeit. Nicht nur, dass sich eine der drei für die Schicht eingeteilten

Pflegekräfte kurzfristig krankgemeldet hat, sie muss zudem Aufgaben übernehmen, die nicht unbedingt in den Arbeitsbereich einer ausgebildeten Fachkraft fallen, wie den Telefondienst der Station, mehrfach Patienten zum und vom OP transportieren, Ärzte an Termine erinnern sowie Extrawünsche eines grummeligen Privatpatienten erfüllen.

Floria ist im Stress, man sieht es ihr an. Die empathische junge Frau würde am liebsten die ganze Welt in den Arm nehmen, doch scheitert schon daran, sich so um ihre Patienten zu kümmern, wie sie es gelernt hat, weil es einfach zu viele sind und sie zu viel auf einmal zu tun hat. Als sie dann auch noch aus Versehen zwei Medikamente verwechselt, scheint ihr Tag gelaufen. Bis sie sich zusammenreißt und weitermacht. Denn: Sie hat ja keine Wahl, die Patienten brauchen sie. Und morgen wieder. Und übermorgen auch. „Heldin“ ist kein Popcorn-Kino, aber ein Film, der unter die Haut geht, weil er eine Frau zeigt, die ihren Job liebt und trotzdem an ihm verzweifelt, weil sie ihn nicht korrekt ausüben kann. Dafür müsste sie sich vierteilen oder viermal mehr Zeit haben.

„Der Film ist realistisch“, sagt eine der interviewten Personen, „aber verharmlosend. Da könnte man noch zehn Schaufeln draufpacken. Es wird ja immer gesagt, man müsse den Beruf attraktiver machen, aber das stimmt nicht. Unser Beruf ist attraktiv und vielseitig, es ist der Arbeitsplatz, der attraktiver gemacht

Der bürokratische Aufwand hat zugenommen, jeder Handgriff muss dokumentiert werden. Das kostet Zeit.



Dabei sein

Bei der großen Demo am Samstag um 11 Uhr in Luxemburg-Stadt wollen Pflegekräfte auf ihre Situation aufmerksam machen und haben sich dafür eine spezielle Form des Protests ausgedacht, mit der sie daran erinnern, dass die Arbeit am Patienten der Kern der Krankenpflege ist.

werden muss, die Bedingungen, unter denen man arbeitet.“ Und eine andere: „Der Film zeigt schon sehr viel, aber in der Realität wäre die Geschichte um das falsche Medikament anders ausgefallen. Wenn so etwas passiert, und es kann passieren, trifft man nicht auf verständnisvolle Kollegen oder Ärzte wie im Film, sondern wird erstmal zusammengeschissen und der Direktion gemeldet. In der Realität gibt es noch viel mehr Druck. Und wenn, wie im Film, ein Patient einfach verschwindet, dann werden sofort Polizei und Direktion verständigt, und es fällt eine Menge Papierkram an.“

Keine Wertschätzung

Eine der sechs Personen erzählt, dass sie seit fast 40 Jahren in der Krankenpflege arbeite. Immer auf Station, es sei ihr Traumjob. In den ersten 30 Jahren sei sie von Ärzten und Vor-

gesetzten nie herablassend behandelt worden, doch das habe sich geändert. So etwas wie Wertschätzung erfahre sie nur noch selten. Stattdessen viel Druck und das Gefühl, lediglich als Servicekraft und Po-Abputzer und nicht als examinierte Fachkraft mit viel Erfahrung gesehen zu werden. „Wie die mittlerweile mit einem reden, ist schon allerhand. Sowohl manche Patienten als auch Vorgesetzte.“

Was in dem Film noch zu kurz kam, ist die Dokumentation, die nach Meinung der sechs Personen vollkommen überhandgenommen hat. Jeden Handgriff müsse man aufschreiben, und nur, damit die Kliniken ihre Statistiken erstellen könnten, vermutet jemand. Zudem seien die Computer sehr langsam und der Zugriff auf Patientendaten selbst innerhalb eines Hauses nicht gewährleistet. Aus Datenschutzgründen, wie es heißt, obwohl Pflegekräfte →



Viele Pflegekräfte wünschen sich, mehr Zeit für die Patienten zu haben. Mal die Hand zu halten, ist schon lange nicht mehr drin.

→ ohnehin zur Verschwiegenheit verpflichtet sind. So müsse man die einfachsten Daten immer wieder neu eintragen. Das alles koste sehr viel Zeit, die man bei den Patienten dann weniger hat. Dass deshalb vielleicht auch Sachen dokumentiert werden, die gar nicht gemacht wurden, könne durchaus passieren. Hauptsache, die Dokumentation stimmt.

Dass nicht alles schlimm ist, sagen sie auch. Schließlich arbeiten sie noch in dem Beruf und wollen damit auch nicht aufhören. Zudem verdienen Pflegekräfte in Luxemburg zwar immer noch weniger als Staatsbedienstete, aber wesentlich mehr als im Rest der Großregion. Doch es geht ihnen nicht ums Geld, die zunehmende Arbeitsbelastung und die daraus resultierende schlechte Stimmung auf den Stationen sind das Problem. Und das hat Auswirkungen auf die jungen Pflegekräfte, die nachkommen. „Eigentlich sind die ja da, um etwas zu lernen, aber ganz oft werden sie als billige Arbeitskräfte eingesetzt. Sie sollten mit uns mitlaufen und lernen, wie man ordentliche Arbeit leistet, aber dafür ist keine Zeit. So schickt man die Leute zum Füttern und Waschen. Viele hören dann schnell auf, weil sie merken, dass sie so einen Beruf nicht machen möchten. Dabei haben sie

© FREEPIK

Die wichtigsten Forderungen des OGBL:

- eine Mindestbesetzung am Patientenbett mit qualifiziertem Pflegepersonal
- eine stärkere gesellschaftliche Wertschätzung und Bewerbung der Gesundheitsberufe
- zusätzliches administratives Personal zur Unterstützung der Pflegeteams – ohne Auswirkungen auf den Personalschlüssel
- eine Herausnahme von leitendem Pflegepersonal aus dem aktiven Pflegeschlüssel, da dieses meist nicht mehr direkt am Bett arbeitet
- ein gezielter, verantwortungsvoller Einsatz von Künstlicher Intelligenz zur Entlastung der Pflegekräfte

anfangs richtig Lust auf den Beruf, doch sie werden einfach ins kalte Wasser geschmissen.“

Im Minutentakt

Der Personalschlüssel, also für wie viele Patienten eine Pflegekraft zuständig ist, hat sich in den letzten Jahrzehnten verschlechtert. Früher hätten sie zu sechst in der Frühschicht 34 Patienten betreut, heute sind es 36 für vier Pflegekräfte. Ein paar nette Worte zu wechseln oder einfach mal die Hand eines Patienten zu halten, sei da nicht mehr drin. Diese Zeit gibt das System nicht her. „Dieser niedrige Personalschlüssel ist gewollt, um Personalkosten zu sparen. Vor über 25 Jahren wurde das kanadische PRN-System eingeführt, wonach das Pflegevolumen anhand von Minuten berechnet wird. Für jede Tätigkeit gab es eine bestimmte Anzahl von Minuten. So wurde uns für unsere 100 Prozent Arbeit nur noch 83 Prozent des Personals errechnet, die dann von der Direktion auch noch intern umverteilt werden können. Das ist, wie wenn jemand nach einem Autokauf zu dir kommt und dir ein Rad wegnimmt, weil er meint, das geht doch auch mit drei Rädern. Und ein paar Jahre später meint er dann, zwei Räder würden auch reichen. Aber so kann man natürlich nicht fahren.“

Warum das System noch nicht kollabiert ist, läge an den Pflegekräften selbst, sagen die sechs. „Wir haben ja alle irgendwie ein Helfersyndrom. Wenn Not am Mann ist, sind wir da. Und da ständig Not am Mann ist, haben wir alle Tonnen Überstunden. Die Direktionen wollen, dass Überstunden abgebaut werden, warum sie aber entstehen, interessiert sie nicht. Natürlich haben wir eine Mitschuld, weil wir dieses System unterstützen und das Signal senden, dass es auch so geht. Wir halten das System aufrecht, machen uns dabei aber selbst kaputt.“ Wie lange das noch funktioniert, ist schwer einzuschätzen. Mit über 40 Jahren ist der Altersdurchschnitt in der luxemburgischen Krankenpflege hoch.

Mit der Akademisierung des Berufs wird international versucht, die Krankenpflege für junge Menschen attraktiver zu machen. Mittlerweile kann man Pflegewissenschaften, Pflegemanagement, Pflegepädagogik und Ähnliches studieren. Ob aber jemand mit Bachelor oder Master jahrelang im Stationsdienst tätig sein möchte, ist eine andere Frage. „Wir brauchen Soldaten und keine Führungskräfte, wir brauchen Leute, die am Patienten arbeiten. Wer Pflegewissenschaften studiert, will das doch gar nicht, der will doch ins Management.“

Vor- und Fürsorge

Konkrete Vorschläge des Personals, wie man die Situation verbessern könnte, gibt es bereits. Diese reichen von zusätzlichen Pflegekräften am Bett, administrativen Mitarbeitern, dem Einsatz von KI in der Dokumentation bis hin zu mehr Wertschätzung durch Vorgesetzte und innerhalb der Gesellschaft (s. Kasten). Zudem müsse mehr für Prävention getan werden, damit Menschen gar nicht erst krank werden. Und es sollte für Pflegekräfte die Möglichkeit geben, sich selbst ab 50 oder 55 in einem Gesundheitszentrum untersuchen zu lassen. Diverse Firmen in Luxemburg tun dies bereits: Sie schicken ihre älteren Mitarbeiter zu regelmäßigen Check-ups und leisten so Gesundheitsvorsorge und -fürsorge. Denn sie geben ihnen das Gefühl, für das Unternehmen wichtig zu sein.

5,6 Prozent seines Bruttoinlandsprodukts gibt Luxemburg für die Pflege aus, das ist der niedrigste Wert in Europa, der EU-Durch-

schnitt liegt bei 10,4 Prozent. Doch es gibt noch eine andere Zahl, die immer als Gegenargument herhalten muss: Der absolute Betrag, den Luxemburg jedes Jahr pro Einwohner ausgibt, liegt mit über 6.500 Euro im europäischen Vergleich weit vorne. Die Diskrepanz entsteht durch die hohe Wirtschaftsleistung des Landes. Allerdings werden dabei die über 200.000 Grenzgänger sowie teilweise deren Angehörige, die ebenfalls in Luxemburg versichert sind, nicht mitgezählt. Die reale pro-Kopf-Ausgabe dürfte somit also wesentlich niedriger sein und eher im europäischen Mittelfeld liegen.

Ein reiches Land wie Luxemburg müsste mehr Geld in sein Gesundheitswesen investieren, finden die sechs Pflegekräfte. Und Vorreiter sein für ein humanes und zukunftsfähiges Pflegesystem, in dem sich Mitarbeiter und Patienten gleich wohl und aufgehoben fühlen. Dafür ist es noch nicht zu spät. ■

Im Film „Heldin“ spielt Leonie Benesch (l.) eine engagierte Krankenpflegerin, die mit ihrem Beruf hadert, weil sie ihn nicht korrekt ausüben kann.



© FILM HELDIN

Ein reiches Land wie Luxemburg müsste mehr Geld in sein Gesundheitswesen investieren.